

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Band:** 54 (1974-1975)  
**Heft:** 4

**Buchbesprechung:** Das Buch

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 20.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## EIN POLITISCHES JAHRBUCH

### *Année politique suisse – Schweizerische Politik*

Die Menschen haben immer wieder das Bedürfnis empfunden, neben der entfernteren Vergangenheit auch die gerade verflossene Zeit historisch zu erfassen und zu begreifen. Das gilt auch für die Schweiz. Diesem Bedürfnis entgegenkommend hat Carl Müller-Friedberg in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts seine «Schweizerischen Annalen oder die Geschichte unserer Tage» veröffentlicht. Im Jahre 1886 begann der an der Universität Bern wirkende Carl Hilty mit der Herausgabe seines «Politischen Jahrbuches der Schweizerischen Eidgenossenschaft», das jährlich erschien und neben Artikeln zur Politik auch immer einen mehrere hundert Seiten umfassenden Bericht über das gerade verflossene Jahr enthielt. Nach Hiltys Tod übernahm Walther Burckhardt die Herausgabe des Jahrbuches, bis dessen Erscheinen im Jahre 1918 eingestellt wurde.

Das Fehlen politischer Jahresberichte wurde von manchen als Mangel betrachtet, der um so stärker empfunden wurde, je mehr das Interesse für Zeitgeschichte in den letzten zwei Jahrzehnten wuchs. Das unter der Leitung von *Erich Gruner* und *Peter Gilg* stehende «Forschungszentrum für Geschichte und Soziologie der schweizerischen Politik an der Universität Bern» kam daher einem echten Bedürfnis entgegen, als es 1965 damit begann, für jedes Kalenderjahr eine Zusammenstel-

lung der wichtigeren politischen Ereignisse zu publizieren. Diese Chronik, die den Titel «*Année politique suisse*» oder «*Schweizerische Politik im Jahre ...*» trägt, zählt zu den Veröffentlichungen der Schweizerischen Vereinigung für politische Wissenschaft<sup>1</sup>. Der erste, nur 80 Seiten umfassende Jahrgang wurde im «Schweizerischen Jahrbuch für politische Wissenschaft» publiziert. Ab 1966 erscheint die «*Année politique suisse*» selbständig jeweils um die Mitte des folgenden Jahres und umfasst 160 bis 200 Seiten. Die ersten zwei Jahrgänge wurden von Peter Gilg und François Raymond verfasst. Dann wurde die Zahl der Mitarbeiter erweitert, 1972 wirkten sechs Verfasser mit. Die Mitarbeiter wechselten, nur Peter Gilg hat an jedem Jahrgang mitgewirkt.

Die Schweizerische Vereinigung für politische Wissenschaft ist eine welsche Gründung und auf die Parität der deutschen und französischen Sprache bedacht. Vom Jahre 1967 an waren die Mitarbeiter der Chronik aber überwiegend Deutschschweizer, und als der französische Teil 1967 etwas kürzer geriet, versprachen die Herausgeber im Vorwort, das Verhältnis zwischen den beiden Sprachen künftig wieder etwas stärker auszugleichen. Um dies zu erreichen, werden gewisse Beiträge von Deutschschweizern seither in französischer Übersetzung gebracht. Den deutsch geschriebenen Abschnitten wird

ausserdem immer ein knappes französisches Résumé vorangestellt und umgekehrt.

Die «Année politique suisse» berichtet zwar jeweils über die politischen Ereignisse eines Jahres, die einzelnen Jahrgänge sind aber nicht chronologisch, sondern systematisch, nach Themenkreisen gegliedert. Zuerst wird dem Leser eine Übersicht über die allgemeine Politik geboten, wobei die Grundfragen des Staates, die allgemeine Entwicklung des Rechtes und der Institutionen, die Probleme des Föderalismus und die Wahlen zur Darstellung gelangen. Darauf folgen die Kapitel über die Aussenpolitik, die Landesverteidigung, die Wirtschaft und die Finanzen, wobei der Land- und Forstwirtschaft ein eigener Abschnitt eingeräumt wird. Daran schliessen sich die Kapitel über die Infrastruktur, die Bevölkerungs- und Sozialpolitik sowie Bildung und Kultur, denen schliesslich eine Aufstellung der Gesetzgebung in den Kantonen und ein letzter Teil über Parteien und Verbände folgen.

Wer unmittelbar nach dem Geschehen über politische Ereignisse berichten will, dem stehen als Unterlagen im wesentlichen nur Zeitungen, amtliche Publikationen und Interviews der am Geschehen beteiligten Persönlichkeiten zur Verfügung. Die Verfasser der «Schweizerischen Politik im Jahre ...» schöpfen diese Möglichkeiten aus. Das Forschungszentrum für Geschichte und Soziologie der schweizerischen Politik an der Universität Bern hat eine eigene Pressedokumentation, eine Sammlung von Zeitungsartikeln angelegt, die den Mitarbeitern der Chronik zur Verfügung steht. Im Jahre 1972 sind Artikel aus 26 verschiedenen Zeitungen verarbeitet worden. Über die Tätigkeit der

Bundesorgane orientierte ausserdem das Bundesamtsblatt, das stenographische Bulletin der Bundesversammlung und andere amtliche Publikationen. Zusätzliche Informationen konnten bei sachkundigen Persönlichkeiten aus Verwaltung, Wissenschaft und Wirtschaft eingeholt werden.

Die für die Verarbeitung des vorhandenen Materials zu verwendende Methode ist vom Editionsziel und der Quellenlage her gegeben. Die Mitarbeiter der «Année politique suisse» arbeiten nicht mit dem heute üblichen Instrumentarium der politischen Wissenschaft, sondern mit historischen Methoden. Was sie bieten, ist «histoire événementielle». Die Verfasser der Chronik möchten dabei den Begriff des «Ereignisses» nicht zu eng verstanden wissen, schreiben sie doch im Vorwort von 1970: «Gegenstand unserer Chronik sind nicht nur die Leistungen der staatlichen Organe, sondern ebenso sehr die politischen Auseinandersetzungen auf möglichst allen Gebieten; dadurch erhält notwendigerweise die im Laufe des Jahres lautgewordene Kritik an Staat und Gesellschaft breiten Raum, ohne dass die Verfasser sich mit ihr identifizieren.»

Dem Historiker, der sich mit der Zeitgeschichte befasst, geht es ähnlich wie dem Berggänger. Nahe am Berg können dessen charakteristische Konturen nicht erkannt werden, sondern erst aus einer gewissen Distanz. Ebenso wenig können sofort nach Ablauf eines Jahres die tieferen Zusammenhänge des Jahresgeschehens schon erkannt werden. Ein solcher Jahresbericht kann noch keine abschliessende und vertiefte Wertung der Ereignisse bringen. Die Verfasser der «Schweizerischen Politik im Jahre ...» machen denn auch den

Leser immer wieder darauf aufmerksam, dass «die Bedeutung und die Zusammenhänge der Ereignisse in so kurzem zeitlichen Abstand selbstverständlich erst vorläufig erfasst werden können». Den Verfassern muss ausserdem zugute gehalten werden, dass sie jeweils im ersten, allgemeinen Teil ihrer Chronik einen ersten Versuch unternehmen, die Ereignisse im grösseren Zusammenhang zu werten.

Die Jahreschronik, die eine gedrängte Fülle von Informationen zur eidgenössischen und auch kantonalen Politik liefert, erweist ihren Wert besonders als Nachschlagewerk. Ein Personen- und ein Sachregister erleichtern den Zugang. Wer sich über irgendeine Frage näher informieren will, dem weist ein umfangreicher Anmerkungsapparat den Weg – der Jahrgang 1972 enthält zum Beispiel über tausend Anmerkungen. Wer die ganze Reihe zur Hand hat, kann auch ein Problem über die Jahre hinweg verfolgen und gewinnt dabei einen Überblick, den er sich auf anderem Wege meist mühsam erarbeiten müsste. Nehmen wir als Beispiel das Frauenstimmrecht: Dazu finden sich im allgemeinen Teil jeweils einige wesentliche Angaben, während das Kapitel

über die kantonale Gesetzgebung eine vollständige Liste der angenommenen und abgelehnten Vorstösse zur Einführung oder Erweiterung des Frauenstimmrechts enthält.

Die «Année politique suisse» liefert nicht nur dem Historiker, Politiker, Journalisten und Verwaltungsbeamten ein wertvolles Arbeitsinstrument, sie wendet sich ausserdem an jeden politisch interessierten Schweizer, hat aber bis heute noch nicht jene Verbreitung gefunden, die man ihr wünschen möchte. Zudem hat die gegenwärtige Finanzknappheit der öffentlichen Hand leider dazu geführt, dass die Finanzierung der künftigen Jahrgänge nicht mehr gesichert ist. Die Schweizerische Vereinigung für politische Wissenschaft möchte aber alles daran setzen, das weitere Erscheinen dieser unentbehrlichen Chronik zu ermöglichen, und es ist sehr zu hoffen, dass dies gelingen werde.

*Erwin Bucher*

<sup>1</sup>Année politique suisse – Schweizerische Politik im Jahre . . . ., herausgegeben vom Forschungszentrum für Geschichte und Soziologie der schweizerischen Politik an der Universität Bern.

## ZUR AUSSENPOLITIK DER BEIDEN DEUTSCHEN STAATEN

Mit dem Grundvertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR sowie dem Beitritt der beiden deutschen Staaten zu den Vereinten Nationen wurde plötzlich auch die Aussenpolitik der DDR «entdeckt». Davor haben sich nur wenige wissenschaftliche Analysen mit dieser Thema-

tik befasst, teils, weil es eine Aussenpolitik dieses nicht anerkannten Staates gar nicht geben «durfte» – das offizielle, diplomatische Übersehen führte auch zu einer wissenschaftlichen Nichtbeachtung – und teils, weil Aussenpolitik einmal mehr allzu eng als auf den diplomatischen Austausch beschränkt

gesehen wurde: wirtschaftliche, kulturelle und diplomatische Kontakte auf niedriger Ebene galten wenig.

Selbst bei den umfangreichen, in den letzten Jahren in Bonn unter Leitung des Münchener Politologen Peter Christian Ludz vorgelegten «Materialien zur Lage der Nation» war es offenbar schwierig, die aussenpolitische Dimension in die allgemeine Problematik zu integrieren, wenn auch bereits umfangreiche Faktensammlungen über die Auslandstätigkeit der DDR, zum Beispiel seitens der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, in Bonn vorlagen.

Eine erfreuliche Ausnahme in dieser Situation bildet die 1973 von dem früh verstorbenen Trierer Politikwissenschaftler *Heinrich End* vorgelegte Studie, die bezeichnenderweise den Titel «Zweimal deutsche Aussenpolitik» trägt<sup>1</sup>. End analysiert und vergleicht nicht die gesamte Aussenpolitik der beiden deutschen Staaten; vielmehr beschränkt er sich auf die Analyse der langjährigen Auseinandersetzung um die internationale Anerkennung des einen der beiden Staaten: der DDR. Diese reizvolle thematische Einengung gibt der Analyse Struktur und bietet zugleich Ansatzpunkt für darüber hinausgehende Vergleiche – sei es im innerdeutschen Verhältnis, in der allgemeinen Bündnispolitik oder im Verhältnis der beiden Staaten zu den Entwicklungsländern –, da gerade dieser Aspekt

der beiden deutschen Aussenpolitiken für beide nicht nur zentral war, sondern beinahe alle anderen Elemente in der einen oder anderen Weise beeinflusste: Ohne sein Verständnis kann die Aussenpolitik keiner der beiden deutschen Staaten bis zum Beginn der siebziger Jahre verstanden werden.

Die Untersuchung besteht aus zwei Teilen: einer zeitgeschichtlichen Analyse und einem systematischen Teil, in dem auf Entscheidungsmuster, -abläufe, -kriterien und -kompetenzen eingegangen wird. Die aussenpolitischen Potentiale und Instrumentarien werden ebenso analysiert wie die konkreten Aktivitäten und ihre Wirkung auf die internationale Politik, wobei nicht nur die aussenpolitischen, sondern auch die innenpolitischen Faktoren berücksichtigt werden.

Diese Arbeit, deren Veröffentlichung Heinrich End gerade noch miterlebte, bevor ein tragischer Unfall ihn aus dem Leben riss, zeigt, dass End einer jener wenigen Politikwissenschaftler war, die Kenntnis und Sinn für die politische Realität mit abgewogenem Methodeninteresse und Nüchternheit gegenüber rein akademischer Wissenschaftlichkeit verbanden.

*Dieter Mahncke*

<sup>1</sup>Heinrich End, *Zweimal deutsche Aussenpolitik / Internationale Dimensionen des innerdeutschen Konflikts 1949–1972*. Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1973.

## GÜNTER HERBURGER

### *Die amerikanische Tochter*

«Im Zeitalter der Massenzivilisation kann ich nicht mehr Individualist blei-

ben. Die dritte, die elende Welt kenne ich nur aus Medien, aber ich würde so-

fort zu schiessen beginnen, wenn ich einer ihrer Insassen wäre<sup>1</sup>» (S. 13). Diese Sätze sind charakteristisch für den exzentrischen Standort Herburgers. Als Schriftsteller ist Herburger ein Individualist, aber ein Individualist mit einem schlechten Gewissen; denn er weiss, dass literarisches Schaffen nur möglich ist, weil eine Mehrheit von Menschen sich dem Mechanismus materieller Produktivität einordnet, ohne je Anspruch auf Selbstbestimmung zu erheben. Auch der Kommunismus, in den Herburger grosse Hoffnungen setzt, kommt nicht aus ohne Produktivitätszwang. Die angestrebte «Befreiung des Menschen» bleibt Utopie.

Bezeichnend aber ist auch der zweite zitierte Satz Herburgers: Wer die dritte Welt nur aus Medien kennt, kann sich nur im Konjunktiv äussern über das, was zu tun wäre. Ich würde zu schiessen beginnen, wenn ... Im Konditionalsatz werden die Bedingungen überprüft, unter denen ein Aufstand möglich und sinnvoll wäre. Herburger handelt also nicht direkt, aus dem Zentrum seines Daseins heraus, sondern indirekt, indem er sich dauernd ent-äussert. Sein imaginäres Schiessen gilt letztlich jener Gesellschaft, der er selber angehört; vom exzentrischen Standort aus richtet der Autor seine Maschinengewehrsalven auf ein Zentrum, das mit seiner eigenen Person identisch ist. Herburgers Identität ist, so liesse sich dies alles zu einer Kurzformel zusammenfassen, eine gebrochene.

Diese Gebrochenheit der Existenz ist nun aber der schriftstellerischen Produktivität gerade besonders günstig. Denn Schriftsteller, zumal Schriftsteller unserer Tage, sind Menschen, die sich darin verzehren, dass sie sich «Gewissen und Sehnsucht, Skrupel nebst Genuss» lei-

sten, so schreibt Herburger jedenfalls in bezug auf seine eigene Position und macht gleichzeitig deutlich, dass solcher Zwiespalt des Bewusstseins den Keim zu echter Produktivität in sich trägt: «Vielleicht aber, und das macht die Hoffnung unserer Zeit aus, werden wir bald in der Lage sein, diese Eigenschaften nicht in Verluste, sondern in Gewinn zu verwandeln» (S. 122).

Solche Äusserungen über die Situation des Schriftstellers erscheinen bei Herburger nicht etwa nur in theoretischen Aufsätzen, sondern oft auch in Form von Zwischenbemerkungen im Verlaufe des Erzählens. Herburgers Erzählstil ist in diesem Sinne nicht rein objektiv, sondern auktorial; der Leser, soviel heisst dies doch, wird hier nie zum Objekt, noch weniger selbst zum Subjekt eines Geschehens, sondern das erzählende Medium bleibt immer spürbar, indem der Autor sich kommentierend bemerkbar macht. Ein sehr schönes, gelungenes Beispiel dieses auktorialen Stils bietet die Erzählung «Hauptlehrer Hofer», welche Herburger eigens als Beitrag für den Sammelband «Die amerikanische Tochter» geschrieben hat. Der Stoff ist von Anfang an so gewählt, dass der auktoriale Stil sachlich, aufgrund der Erzählsituation gerechtfertigt scheint. Herburger erinnert sich seines Grossvaters, der Besitzer einer Wirtschaft und einer kleinen Brauerei war, und zwar erinnert er sich vor allem anhand eines Bildes, dessen Maler sich Mühe gegeben hatte, genau zu zeigen, «wie der Blick auf Wirtschaft und Brauerei aussah, wenn man zum Beispiel an einem Sonntagmorgen um Neunzehnhundert daraufzuschreitet und sich freut, dass man vielleicht gleich bei den Honoratioren im Spiegelsaal des Gasthofs zum Schwanen vor seinem

Bier sitzen wird» (S. 107f.). Dabei geht es Herburger keinesfalls um die Erinnerung an sich. Dies zeigt schon der eben zitierte Satz: Das Hauptgewicht liegt auf dem erwähnten Affekt der Freude, genauer der Vorfreude, und zwar handelt es sich nicht um den leicht zu sättigenden Affekt des Durstes auf ein Glas Bier, sondern der Durst wird in den Hintergrund gedrängt durch ein Bedürfnis wesentlicherer Art: durch das Bedürfnis, zu den Honoratioren zu gehören. Indem von Harmlosem geredet wird, dem Bier, drängt Gefährliches, Explosives aus sumpfigen Niederungen herauf: die Sehnsucht des Kleinen, zu den Grossen zu gehören.

Hauptlehrer Hofer gehört gesellschaftlich tatsächlich zu den geringen Leuten. Sein Wille, am Honoratioren-tisch Platz zu nehmen, wird vorerst nachsichtig geduldet, denn Hofer ist so gering, dass er ungefährlich wirkt. Man spottet über ihn, auch im Kreise der Bauern, die froh sind, dass sie ihre Kinder zu Hofer in die Schule schicken können. Bildung wird geduldet, solange sie die bestehenden Verhältnisse reproduziert. Hofers Unterricht ist für die damals herrschenden Verhältnisse in einer ländlichen Gegend ausgesprochen modern, vor allem im Bereiche der Leibes-erziehung:

*«Manchmal turnte er mit ihnen im Freien, weil, wie er sagte, Kraft, die sie infolge ihrer Arbeit auf den elterlichen Höfen alle besassen, nicht genüge, man müsse sie einzusetzen wissen, Wendigkeit sei wichtig»* (S. 113).

Auch diese Aussage erweist sich bei näherer Betrachtung, wie alles bei Herburger, als gesellschaftspolitischer Appell. Kraft steht hier für Arbeitskraft, Wendigkeit für Zeitwende in politisch-

gesellschaftlicher Hinsicht. Indessen bleibt den Bauern der tiefere Sinn dieses Unterrichtes vorerst verborgen. «Gott sei Dank stand das kleine Schulhaus allein am Rande des Dorfes» (S. 113). Die gesellschaftlichen Strukturen stehen so unerschütterlich fest, dass Hofers Treiben höchstens zur Belustigung Anlass gibt, wenn es überhaupt bemerkt wird. Hauptlehrer Hofers Revolution bleibt ganz privat, findet kein Echo, auch dort nicht, wo bitterste Armut herrscht:

*«Zu Hause bei den Kindern herrschte ein anderer Ton, kein Überschuss an Sprache und Formen, sondern Wut und Ungerechtigkeit aus Mangel, aus Armut. Die Kinder, als die Schwächeren, bekamen es täglich zu spüren, wurden herumgestossen, angeschrien, in den Stall gejagt, auf die Tenne, wo sie dann ihren Zorn an die Tiere weitergaben»* (S. 115).

Der Zorn der Unterdrückten wendet sich nicht nach oben, sondern nach unten.

Auch Hofers eigenes Bewusstsein ist nicht wirklich revolutionär. Sein Traum von einem besseren Leben wird schonungslos entlarvt durch seine Beziehung zum Schloss des Fürsten von Zeil; dieses Schloss und seine Insassen stellen für ihn das aufgeklärte, bessere Leben dar, und er betrachtet es als eine grosse Ehre, der kleinen Adligen, Beatrice von Zeil, Privatstunden erteilen zu dürfen.

Gerade an diesem Verhältnis zu der kleinen Adligen lässt nun Herburger seinen Helden scheitern. Der Lehrer setzt seine ganze Erfindungsgabe darein, der schwächlichen adligen Schülerin neben Englisch und Mathematik auch das Skilaufen beizubringen. Das gemeinsame Skilaufen lässt Lehrer und Schülerin einen Winter lang in einer Traumwelt leben:

«*Vormittags in der Schule war er ungeduldig mit den verstörten Kindern, schalt sie Dummköpfe, Nichtskönner, Bauernlümmel, schrie sie mitunter auch an, was er früher nie getan hatte. An freien Nachmittagen aber bewegte er sich leicht und übermütig durch die Schneelandschaft, wurde nicht müde, wenn Beatrice von Zeil dabei war. Zusammenhänge von Körperverlagerung und Kurvenbeschleunigung, so weit er sie erkannt hatte, zu erklären oder geduldig seine Schülerin immer wieder auf dieselben Fehler aufmerksam zu machen (...) Beatrice sagte, man müsse einen Rucksack voll Proviant packen und die Alpen überqueren. Im Frühjahr würden sie dann in Italien sein ...*» (S. 129).

Hofers Produktivkraft bleibt also letztlich ebenso unwirksam wie die körperliche Kraft der Bauernkinder, denen er Wendigkeit hat beibringen wollen. Die Pionierleistung des Skilaufens löst sich auf in den blauen Dunst einer leeren Romantik, und die vornehme Familie von Zeil, endlich aufmerksam geworden auf die seltsamen Veränderungen, die mit ihrer Tochter vorgegangen sind, setzt dem Privatunterricht ein Ende, erwirkt auch Hofers Entlassung als Dorfschullehrer.

Zweifellos hat Herburger am Beispiel dieses Lehrers zur Zeit der Jahrhundertwende Mechanismen aufdecken wollen, die noch heute wirksam sind. Es ist überflüssig, im einzelnen auf die Parallelismen hinzuweisen. Literarisch interessant ist es aber, zu untersuchen, wie Herburger beim Leser den Eindruck solcher Zeit-Parallelismen erzeugt, ohne der Pedanterie manifester Gesellschaftskritik zu verfallen. Da wird zum Beispiel an verschiedenen Stellen die Sprache unserer Skilehrer von heute in die

Zeit der Jahrhundertwende verpflanzt: Körperverlagerung, Kurvenbeschleunigung, Stockeinsatz, Wachsprobleme; oder an einer Stelle lässt Herburger seinen Helden die Idee der Sicherheitsbindung unserer Tage konzipieren:

«*Er wolle einen Schmied beauftragen, die eisernen Fussplatten an Ski und Stiefel mehr zu festigen, damit eine Einheit entstehe, die sich allerdings nicht starr verhalten dürfe, was Bruchgefahr herausfordere, sondern biegsam bleiben müsse, zum Beispiel durch eingebaute starke Federn. Er stelle sich eine Art Katapult vor, eine kleine Hebelmaschine, die sich im Notfall nachgiebig erweise, trotzdem ständig das hin- und herschwingende Übergewicht des Körpers bevorteile, dem die Ski als Leitunterlage folgen müssten. Dann entstünde Harmonie, müheloser Gleichklang, werde Berechenbarkeit zu neuem Nutzen gezwungen, die Freude, Rausch, Geschwindigkeit und Fortschritt hiessen, auch Gesundheit und, Hauptlehrer Hofer machte eine Verbeugung mitten in der Landschaft, Feinheit der Lebensführung*» (S. 131).

Durch solche Zurückversetzung des Gegenwärtigen im Bereich der Sprache und der Ideenbildung erzeugt Herburger auf geschickte Weise den Eindruck, Zukünftiges vorwegzunehmen. Auch wenn er Vergangenes, Geschichten erzählt, interessiert ihn nur die Gegenwart, in der er lebt, vielmehr noch die Zukunft, die er noch erleben wird.

Auch in dem nichtverfilmten Drehbuch «Die amerikanische Tochter», das dem ganzen Sammelband den Titel gegeben hat, stehen Vergangenes und Gegenwärtiges in ständigem Wechselbezug. Hier bricht das Gegenwärtige und Künftige, die Tochter, aufgewachsen in Amerika, unerbittlich und scho-



nungslos in die bestehenden Verhältnisse der europäischen Gesellschaft ein, alles zerstörend, was irgendwie verwickelt ist in die Schuld der Vergangenheit. Hier wird denn auch geschossen, nicht nur aus politischen Motiven, und man ist am Ende froh, dass Herburgers Filmidee nicht realisiert worden ist; denn in diesem Drehbuch hat Herburger die Gefahr, platt und eindimensional zu wirken, die in jedem Kunstwerk latent vorhanden ist, das auf die Gegenwart hin konzipiert wird, nicht so glänzend zu umschiffen vermocht wie in der besprochenen Erzählung. Es fehlt dem Filmdrehbuch die Spannung der Spra-

che, die in Herburgers erzählerischer Prosa die Grundsubstanz bildet. Aus ihr spricht uns direkt und unmissverständlich das Leben des Menschen an, neben dessen Licht und Dunkel, Macht und Ohnmacht all die berechtigten Einwände, die ein nüchtern politisch denkender Kritiker gegen Herburgers «politische Bekenntnisse» erheben müsste, verstummen.

*Bruno Bolliger*

<sup>1</sup>Günter Herburger, Die amerikanische Tochter, Gedichte, Aufsätze, Hörspiel, Erzählung, Film, Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1973.

## ZEITUNGSARTIKEL

### *Ein Gedenkband für Herbert Küsel*

Zeitungen – man weiss es – sind für den Tag gemacht. Wer vom Metier ist, kennt Unterschiede: es gibt gute und miserable Zeitungen. Der Leser jedoch, auch wenn er das zu erkennen vermag, macht von seinem Blatt zur täglichen Information oder Zerstreung Gebrauch und ist im übrigen der Meinung, Nachrichten und Kommentare seien Wegwerfware wie die Zeitung selbst, die auch dann, wenn sie gut gemacht ist, in seinen Augen von minderem Wert ist als beispielsweise das, was zwischen Buchdeckeln auf den Markt kommt. Die Journalisten erscheinen dem Leser zwangsläufig als Hersteller eher minderwertiger Prosa. Der Deutschlehrer führt das Klischee vom Zeitungsdeutsch im Goethe feiernden Munde, das breite Publikum teilt sein Vorurteil. Das Sozialprestige der Zeitungsschreiber von Beruf ist nicht erheblich.

Unter diesen Umständen braucht es fast Mut, ein Buch mit dem schlichten Titel «Zeitungsartikel» herauszugeben und darin nichts weiter als zweiunddreissig ausgewählte Beiträge eines Journalisten abzudrucken, der 1969 verstorben ist. Ich rede von dem Band «*Zeitungs-Artikel*» von *Herbert Küsel*, den Dolf Sternberger mit einer Einleitung versehen hat<sup>1</sup>. Es ist die 48. Veröffentlichung der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt, und genau in die Reihe der Publikationen einer Sprache und Dichtung verpflichteten Akademie gehören tatsächlich Herbert Kusels Feuilletons, Reportagen und Prozessberichte. Es sind, wie man freilich nicht erst jetzt und zwischen Buchdeckeln erkennen konnte, Meisterstücke deutscher Prosa, Beispiele genau und künstlerisch gebrauchter Sprache, beziehungsreiche Miniaturen eines Schriftstellers und

Dichters. Jedenfalls sind sie geeignet, das Vorurteil über den Zeitungsschreiber zu beschämen. Natürlich haben wir es mit einem Sonderfall an Begabung, Wissen, Aufmerksamkeit und Ausdrucksfähigkeit zu tun, aber eben doch mit einem jener Männer, die für die Zeitung und nur für die Zeitung einmal über das Sechstagerennen, einmal über eine Uhrenmesse, einmal über die «Fledermaus» und ein andermal über die Tagebücher des Doktor Joseph Goebbels schreiben. Küsel schrieb nicht einmal Leitartikel, nur Feuilletons, nur Berichte. Was ihn eben als Zeitgenossen bewegte, was ihm der Chefredaktor auftrug, auch was etwa der Jahreslauf verlangte an Gedenktagen oder Geburtstagsartikeln, hat er getreulich zum Gegenstand seiner Zeitungsartikel gemacht, die uns jetzt als die Kunstwerke eines Chronisten und wachen Stilisten vorliegen.

Hier soll ein einziges Beispiel für Herbert Küsels Zeitungsdeutsch zeugen. 1949 stellte er für die Zeitschrift «Die Gegenwart» den Fall des Generalobersten Fritsch dar, der aufgrund einer Denunziation, die später widerlegt werden konnte, zum Rücktritt gezwungen worden war, weil Hitler den alten Geist der Wehrmacht als Hindernis für seine Pläne empfand. Hier nun gibt es eine Stelle, in der sich Küsel auch über die Haltung der hohen Offiziere im jungen nazionalsozialistischen Staat auslässt, über jene tapferen und ehrenhaften Männer, die sich – wie er wörtlich sagt – «etwas darauf zugute taten, nicht in einem braunen Hemde zu erscheinen, und wunders wie meinten, ihre eigene Art erhalten zu können, wenn sie zu den Klängen des Horst-Wessel-Liedes nicht den Arm reckten, sondern die Hand an den Schirm der

Mütze legten.» Spürt man, wie genau das trifft? Und Küsel fährt fort –, ich muss den Abschnitt als ganzes vorführen:

«Der Führer hatte ihnen Divisionen bewilligt und Geschütze und Kasernen, und die Zersetzung der Wehrkraft war unter die Strafgesetze aufgenommen worden. Das war ein prächtiger Schutz, und sie hatten ihn sich oft ersehnt. Aber sie ahnten nicht, dass eine ganz andere Kraft in der Zersetzung begriffen war, die Kraft des Gewissens und die Kraft zum Bedenken und die Kraft des Gedankens. Als sie es merkten, war es zu spät –, und viele merkten es auch erst, weil es bereits so spät war. Es gehört zu dem deutschen Verhängnis, dass die Wehrmacht, während sie nach aussen an Stärke zunahm, kaum gewahr wurde, wie sehr sie innerlich schwach geworden war. Als der Oberbefehlshaber des Heeres abgesetzt wurde, genügte ein Schweigegebot, um den Fall aus der Welt zu schaffen. Als Schleicher fiel, blieb Fritsch. Als Fritsch stürzte, wartete Beck. Als Beck sprach, schwieg Halder. Und als sie Hitler endlich greifen wollten, erschien Chamberlain, und der Regenbogen warf sein Farbenspiel von Godesberg nach Königswinter. Da, als er schliesslich ein Jahr später vor Danzig antreten liess, gehorchten sie alle. Der Führer befahl, sie folgten.»

So stand es 1949 auf Zeitungspapier, Zeitungsdeutsch, nicht wahr, das knapp und klar und lesbar ist und das sich liest wie eine Seite aus Plutarch oder Ranke. Der Journalist Küsel sass in Nürnberg und verfolgte den Prozess gegen die Kriegsverbrecher; er würdigte Theodor Fontane anlässlich des fünfzigsten Todestages, eine Pflichtübung auch dies –, aber wie hat er sie

gemeistert! Er schreibt eine Naturgeschichte des Automobils als leichtes Feuilleton, er denkt über Frischs «Biedermann und die Brandstifter» nach und schreibt unter anderem einen Aufsatz zum 6. August, dem Tag, an dem 1945 die Flammenschrift von Hiroshima am Himmel erschien. Für den Tag ist das alles geschrieben, Zeitungsartikel –, aber wie wir es wieder lesen, betrifft es uns und wird noch manchen betroffen machen wie nur Sprache, welche die Qualität von Dichtung hat.

Er zeichnete alle seine Aufsätze, zuerst in der «Frankfurter Zeitung», dann in der «Gegenwart» und zuletzt in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», mit einem kleinen k. Er ist 1904 in Berlin geboren, studierte bei Meinecke Geschichte und bei Petersen Literaturgeschichte. Promoviert hat er nicht, ein Buch hat er seiner Lebtag nicht geschrieben. Er war ein Zeitungsschreiber. Sein Geburtstagsartikel für Dietrich

Eckart, den Barden der Partei, vom Propagandaministerium sämtlichen Redaktionen vom Ressort Kultur befohlen, ist 1943 der alten «Frankfurter Zeitung» zum Verhängnis geworden, obgleich keiner so wie Küsel die Kunst beherrschte, Distanz zu wahren und dennoch die Weisungen des Propagandaministeriums halbwegs zu befolgen. Von Hitler selber, dem man das subtile Feuilleton über Eckart empört gezeigt hatte, soll der Bannstrahl gegen das Blatt ausgegangen sein. Es sind, damals wie heute, die schlechtesten Zeitungsschreiber nicht, die bei den Mächtigen in Ungnade fallen.

*Anton Krättli*

<sup>1</sup>Herbert Küsel, Zeitungs-Artikel, mit einer Einleitung von Dolf Sternberger, Veröffentlichungen der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt, Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1973.

## HINWEISE

### *Die Literatur der Bundesrepublik*

Der Kindler-Verlag in München hat begonnen, eine *Literaturgeschichte der Gegenwart* in Einzelbänden herauszugeben. Bereits liegt der Band «Die Literatur der Bundesrepublik Deutschland» vor, derjenige über die DDR erscheint in revidierter Auflage im Herbst dieses Jahres. Zur gleichen Zeit soll der Band «Die zeitgenössischen Literaturen der Schweiz», aus dem wir in dieser Nummer einen Vorabdruck vorlegen, erscheinen. Weitere Bände sind geplant. Das Unternehmen zeugt von verlegerischem Mut; an Kritik wird es nicht

fehlen, und tatsächlich ist nichts leichter, als die Ergebnisse eines Versuchs zu bemängeln, der dem Werdenden, im Entstehen Begriffenen, sich Wandelnden gilt. Auch kann man natürlich sagen, es sei nicht mehr zeitgemäss, «nationale» Literaturdarstellungen zu geben. Aber vielleicht sollte man diese Bedenken für einmal zurückstellen. Vielleicht sollte man sich den Blick frei halten für eine in jeder Hinsicht hilfreiche Orientierung. Was den Band «Die Literatur der Bundesrepublik» betrifft, den Dieter Lattmann herausgegeben hat und an dem Heinrich Vormweg (Prosa), Karl Krolow (Lyrik) und

Hellmuth Karasek (Dramatik) mitgearbeitet haben, müsste man jedenfalls die Vorarbeit an Sichtung und Gliederung, die er repräsentiert, uneingeschränkt anerkennen. Lattmann, der Herausgeber, skizziert die Stationen einer literarischen Republik von der Stunde Null, die keine war, bis zum Ende der Bescheidenheit. Vormweg geht den Entwicklungen des Romans von Thomas Mann bis zu Grass und Johnson nach, Krolow verfolgt das deutsche Gedicht von der Naturlyrik bis zur Herrschaft der politischen Manifeste in Versen, und Karasek, aus der Kenntnis des Theaterkritikers, der dabei war, zieht Bilanz über fünfundzwanzig Jahre Dramatik in der Bundesrepublik. Der Übergang von den Auseinandersetzungen der aktuellen Kritik zu einer überprüften und im Blick auf grössere Zusammenhänge gesicherten Gewichtung ist noch nicht ganz durchmessen. Wahrscheinlich spielen Überwertungen, Antipathien und Sympathien noch hinein, wahrscheinlich ist die Auswahl und Gruppierung noch provisorisch. Aber der Anfang ist gemacht, ein Handbuch der Gegenwartsliteratur liegt vor, das überdies durch zahlreiche Abbildungen, Wiedergabe von Dokumenten, Biographien und Literaturangaben unentbehrliche Informationen bereithält.

### *Zerstörerische Freiheit?*

Das «Jahrbuch der Neuen Helvetischen Gesellschaft 1974» unternimmt es, den für unsere «Ideologie» – wenn man so sagen darf – zentralen, aber auch bis zur Bedeutungslosigkeit strapazierten Begriff der «Freiheit» kritisch zu durchleuchten. Der Versuch ist gewagt und

anspruchsvoll, aber notwendig: denn die Frage, wie heute «Freiheit» zu definieren und zu umgrenzen sei, muss zwangsläufig zu den Hintergründen unserer politischen, gesellschaftlichen und menschlichen Probleme führen. In seinem Beitrag «Vom Sinn der Freiheit» formuliert der Philosoph *Gerhard Huber* folgende Umschreibung: «Bezüglich der Gemeinschaft der Menschen also wie hinsichtlich des Einzelnen und obsie nun als eine in der äusseren Welt sich bewährende oder lediglich als die zu erstrebende Verfassung der menschlichen Innerlichkeit verstanden wird, bedeutet Freiheit zumal Unabhängigkeit und Selbstbestimmung.» Und weiter, im Abschnitt «Das zum Sinn der Freiheit gehörende Dritte»: «Als dieses Dritte begegnet zunächst die Freiheit *des andern Menschen.*»

So uralte und längstens bekannt dieser Dualismus zwischen Unabhängigkeit und Selbstbestimmung einerseits und der Freiheitsbegrenzung von aussen her andererseits ist, so aktuell und so ungelöst wie eh und je zeigt er sich gerade heute. Freiheit ohne «das zum Sinn der Freiheit gehörende Dritte»: das Resultat ist dann eben die «zerstörerische» (weil verstümmelte) «Freiheit». Das NHG-Jahrbuch macht in eindrücklicher Weise die in dieser Hinsicht keineswegs immune Schweiz auf die Gefahr aufmerksam, durch einen missverstandenen Freiheitsbegriff im weitesten Sinn destruktive Kräfte zu entfesseln. Als Verfasser der einzelnen Beiträge zeichnen unter anderen Kurt Furgler, Ernst Basler, H. C. Binswanger, Eugen Böhler, Lucius Burckhardt, Waldemar Jucker, Denis de Rougemont und Rudolf Schilling. (Jahrbuch-Verlag der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Bern 1974.)